

2

Was ist Wissen?

Elke Brendel und Ulrich Gähde

Der Wissensbegriff ist einer der Schlüsselbegriffe dieses Buches. Sowohl im Alltag als auch in den Wissenschaften ist er nahezu allgegenwärtig. Intuitiv scheint uns vollkommen klar zu sein, was damit gemeint ist. Doch diese scheinbare Klarheit ist trügerisch: Sie besteht nur, wenn man nicht näher über die Bedeutung dieses Begriffs nachdenkt. Sobald man es aber versucht, bemerkt man, dass er sich einer präzisen Definition hartnäckig – und bisher zumindest auch mit Erfolg – widersetzt. Warum das so ist, zeigen die folgenden Überlegungen.

Zur Rolle von Begriffsanalysen in der Philosophie

Es ist nicht leicht zu sagen, was die Philosophie eigentlich auszeichnet und wie sie in das Spektrum der anderen Wissenschaften eingeordnet werden kann. Ein Grund dafür besteht darin, dass sie nicht einfach eine Disziplin neben anderen ist, sondern dass sich – historisch betrachtet – die meisten anderen Wissenschaften aus ihr entwickelt haben. Ein weiterer Grund liegt darin, dass sie sich fundamental von Erfahrungswissenschaften – wie etwa der Physik, der Biologie oder auch den Sozialwissenschaften und der Psychologie – unterscheidet: Während dort die Gewinnung von Beobachtungs- oder Messdaten eine zentral wichtige Aufgabe darstellt, ist die Philosophie zumindest primär keine Daten erhebende Wissenschaft. In dieser Hinsicht ähnelt sie eher der Mathematik als den empirischen Disziplinen.

Die Frage ist: Wenn Philosophen selbst im Allgemeinen keine Beobachtungs- oder Messdaten erheben – was machen sie dann? Eine partielle, keineswegs erschöpfende Antwort lautet: Wesentliche Ziele philosophischer Forschung bestehen in der Klärung der logischen Struktur von Argumenten und in der präzisen Explikation bestimmter, für den Prozess der Erkenntnisgewinnung grundlegender Begriffe. Dabei kann es sich um wissenschaftliche Begriffe handeln, aber auch um Begriffe, die wir im Alltag ständig verwenden, ohne uns klarzumachen, was genau wir darunter verstehen. Dazu gehören

insbesondere die Begriffe Wahrheit, Rechtfertigung und Wissen. Der letzte Begriff steht im Zentrum der folgenden Überlegungen.

Unter einer Begriffsklärung wird häufig die Angabe einer expliziten Definition verstanden. Wenn man etwa gefragt wird, was in der Physik als Spin aufgefasst wird, so könnte man antworten, dass damit der Eigendrehimpuls eines Teilchens gemeint ist. Ein zweites Beispiel ist die Antwort der Weltbank auf die Frage, wann eine Person als (absolut) arm zu bezeichnen ist: „Wenn diese Person weniger als 1,25 US-Dollar pro Tag zur Verfügung hat.“

An diesen Beispielen lassen sich verschiedene wichtige Aspekte expliziter Definitionen ablesen. Erstens: Einen Begriff zu definieren bedeutet, notwendige und zusammen hinreichende Bedingungen dafür anzugeben, was unter diesen Begriff fällt. In unseren beiden – besonders einfachen – Beispielen handelt es sich jeweils um eine einzige Bedingung. Zweitens: Häufig wird als ein wissenschaftliches Ideal angegeben, dass man nur von präzise definierten Begriffen Gebrauch macht. Eine einfache Überlegung zeigt aber, dass dies gar nicht möglich ist: Wie man sich an unseren Beispielen leicht klarmachen kann, können wir nicht alle Begriffe definieren. So greift man etwa bei der Definition des Begriffs Spin auf einen anderen Begriff, nämlich den des Eigendrehimpulses, zurück. Auch für diesen Begriff könnten wir nach einer Definition fragen etc. Bei dem Versuch, alle Begriffe zu definieren, müssten wir entweder zirkelhaft vorgehen, oder wir würden in einen infiniten Regress geraten. Aus diesem Grund unterscheidet man zwischen definierten Begriffen und undefinierten Grundtermen. So wird etwa in der mathematischen Mengentheorie im Allgemeinen die Elementschaftsbeziehung als undefinierter Grundterm angesehen, während andere Begriffe, von denen die Theorie Gebrauch macht, mithilfe dieses Grundterms definiert werden. Drittens: Die beiden Beispiele unterscheiden sich offensichtlich in einer wesentlichen Hinsicht. Im ersten Beispiel geht es um einen Begriff – den Begriff Spin –, der zunächst in der Umgangssprache noch nicht gebräuchlich war und neu in die Wissenschaftssprache eingeführt wurde. Dieses geschieht durch eine Festsetzung, eine Konvention. In solchen Fällen spricht man von einer stipulativen Definition oder Nominaldefinition. Anders dagegen beim zweiten Beispiel: Hier geht es darum, den Begriff arm, der in der Umgangssprache (nur allzu) gebräuchlich ist und mit einer – wenn auch vagen – Bedeutung versehen ist, präziser zu fassen. Dazu sollen notwendige und zusammen hinreichende Bedingungen dafür gefunden werden, wann etwas unter diesen Begriff fällt. Ziel ist es dabei, möglichst viele – und insbesondere die wesentlichen – Aspekte der realen Verwendung dieses Begriffs zu erfassen.

Schon Platon (Abb. 2.1) hat in seinen Dialogen vorgeführt, dass es bei vielen grundlegenden Begriffen, die wir im Alltag ständig verwenden, nicht gelingt, derartige notwendige und zusammen hinreichende Bedingungen an-

Abb. 2.1 Platon (427–347 v. Chr.). (Quelle: Raffael, Die Schule von Athen (Detail), Fresko, Stanza della Segnatura, Palazzi Pontifici, Vatican, 1510/1511)



zugeben. Das steht in einem gewissen Kontrast dazu, dass wir diese Begriffe im Allgemeinen ohne großes Überlegen und ohne Bedenken, missverstanden zu werden, gebrauchen. Ein Beispiel hierfür ist der Begriff Wissen, der in diesem Band eine Schlüsselrolle spielt.

Der Wissensbegriff wird im Alltag häufig und im Allgemeinen auch ohne größere Probleme verwendet: „Das weiß ich längst“ oder auch „keine Ahnung“ (was wohl so viel bedeutet wie „Ich weiß es nicht“) sind Äußerungen, die wir ohne zu zögern gebrauchen. Probleme treten erst dann auf, wenn wir versuchen, den Wissensbegriff präzise zu definieren, d. h. notwendige und zugleich hinreichende Bedingungen für das Vorliegen von Wissen anzugeben.

Platon hat es im Dialog *Theaitetos* [1] versucht – und ist daran gescheitert. Er hat aber eine Wissensdefinition erwogen, die in der nachfolgenden Diskussion weitgehend akzeptiert und ihm auch häufig zugeschrieben wurde. Platon erweist sich hier als echter Klassiker: oft zitiert, selten gelesen und so gut wie nie verstanden. Er selbst hat diese sogenannte traditionelle Wissensdefinition, um die es jetzt geht, zwar erwogen, dann aber verworfen, und das aus guten Gründen.

Die traditionelle Wissensdefinition und die Gettier-Fälle

Nach der traditionellen Wissensdefinition gilt: Ein epistemisches Subjekt S weiß, dass ein Sachverhalt p genau dann der Fall ist, wenn gilt:

1. S hat die Überzeugung, dass p .
2. p ist wahr.
3. Die Überzeugung von S , dass p , ist gerechtfertigt.



Abb. 2.2 Edmund L. Gettier (*1927). (Quelle: Edmund L. Gettier/privat)

Auf den ersten Blick wirken diese drei Bedingungen äußerst plausibel, ja nahezu trivial. So erscheint es unsinnig, zu behaupten, dass eine Person etwas wissen kann, von dem sie nicht überzeugt ist. Ebenso würde man eine falsche Überzeugung nicht als Wissen bezeichnen. Und schließlich erwarten wir, dass die Überzeugung einer Person, die etwas zu wissen meint, auch gerechtfertigt ist.

Dass diese Definition – trotz ihrer scheinbaren Trivialität – ihre versteckten Tücken hat, wurde spätestens durch eine Publikation des amerikanischen Philosophen Edmund Gettier (Abb. 2.2) im Jahr 1963 deutlich. Gettier, der lange Zeit nichts veröffentlicht hatte, wurde ermahnt, zumindest so viel zu publizieren, dass die Universitätsverwaltung zufriedengestellt war. Das Ergebnis war eine dreiseitige Diskussionsnotiz, die die traditionelle Wissensdefinition infrage stellte und eine Flut von Reaktionen auslöste, die bis heute anhält. Einen ausführlichen Überblick über die Debatte findet man in Gerhard und Marani (2013) [3] sowie in der darin angegebenen Literatur.

Gettier diskutiert in seinem kurzen Aufsatz zwei Beispiele, in denen eine Person zwar eine gerechtfertigte, wahre Überzeugung hat, die jedoch intuitiv kein Wissen darstellt. Die Beispiele sollen auf ein Defizit der traditionellen Wissensdefinition aufmerksam machen: Sie scheitert in manchen Fällen, in denen wir zufällig die richtigen Überzeugungen haben, jedoch aus falschen –



Abb. 2.3 Paul (*2014). (Quelle: Gähde/privat)

wenn auch wohlerwogenen – Gründen. Was Gettier im Auge hatte, lässt sich leicht an einem eigenen Beispiel erläutern.

Bettina hat zwei Katzen, Paul und Ida. Paul stammt aus einem Wurf der Nachbarskatze Ginger. Ida war eine streunende Katze, über deren Herkunft Bettina nichts weiß. Paul und Ida könnten unterschiedlicher kaum sein. Ida ist eine sehr gutmütige Katze, die fast den ganzen Tag im Schrank schläft. Pauls Lieblingsbeschäftigung besteht hingegen darin, Bilder von den Wänden abzuhängen. Eines Tages kommt Bettina von der Arbeit nach Hause und findet ausgerechnet ihr Lieblingsbild auf dem Boden. Bettina gelangt sofort zu der Überzeugung, dass Paul ihr Lieblingsbild abgehängt hat, und diese Überzeugung ist offenbar auch bestens gerechtfertigt: Sie wird gestützt durch die Erfahrungen, die sie mit Paul in der Vergangenheit gemacht hat. Pauls Verhalten wird sogar durch mehrere Fotografien dokumentiert (Abb. 2.3a, b).

Ihrem Freund Reto sagt Bettina daher: „Eine der Katzen aus Gingers Wurf hat mein Lieblingsbild abgehängt.“ Da Paul aus Gingers Wurf stammt, ist natürlich auch Bettinas Überzeugung, dass eine der Katzen aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat, gerechtfertigt. Erlangt eine Person S eine Überzeugung q durch einen logisch gültigen Schluss aus einer bereits gerechtfertigten Überzeugung p , dann ist auch die Überzeugung q für S gerechtfertigt. Philosophen nennen dieses Prinzip auch das Abgeschlossenheitsprinzip der epistemischen Rechtfertigung unter logischer Implikation.

In Wahrheit hat sich die Geschichte jedoch ganz anderes abgespielt. Nicht Paul, sondern Ida hat in einem sehr seltenen Anflug von Destruktionslust Bettinas Lieblingsbild von der Wand gerissen. Außerdem stammt Ida, ohne dass Bettina dies bekannt ist, ebenfalls aus Gingers Wurf. Wie es also der Zufall will, ist damit Bettinas Überzeugung, dass eine Katze aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat, wahr. Da ihre Überzeugung zudem gut gerechtfertigt ist, sind alle Bedingungen der traditionellen Wissensdefinition erfüllt. Nach dieser Definition weiß Bettina also, dass eine Katze aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat. So würden wir den Wissensbegriff aber wohl kaum verwenden: Bettina hat die Überzeugung, dass eine Katze aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat, aus einem falschen Grund erlangt – nämlich aus ihrer falschen, wenngleich gerechtfertigten Meinung, dass Paul das Bild abgehängt hat. Eine zufällig wahre Überzeugung, deren Rechtfertigung auf falschen Gründen beruht, würde sicher niemand als „Wissen“ bezeichnen. Die Bedingung der wahren und gerechtfertigten Überzeugung ist daher nicht hinreichend für Wissen. Die „platonische“ Wissensdefinition, auch wenn sie von Philosophen über viele Jahrhunderte als Wesensdefinition von Wissen akzeptiert wurde, erweist sich als unhaltbar. Es gibt wahre und gerechtfertigte Überzeugungen, die offensichtlich kein Wissen darstellen.

Korrekturversuche

Gettiers Beispiele gegen die traditionelle Wissensdefinition wirken zunächst wie sophistische Spiegelfechtereien. In der Diskussion über diese Beispiele wurde jedoch sehr bald deutlich, dass sie das keineswegs sind. Vielmehr legen sie grundlegende Unklarheiten in unserem alltäglichen Verständnis von „Wissen“ offen. Insbesondere verdeutlichen sie, dass Wissen mit bestimmten Formen des Zufalls unvereinbar ist. Ein wesentliches Defizit der traditionellen Wissensdefinition besteht darin, dass sie diesen Umstand nicht angemessen erfasst.

Unmittelbar nach der Publikation von Gettiers Aufsatz haben zahlreiche Versuche eingesetzt, die traditionelle Wissensdefinition durch die Hinzunahme weiterer Forderungen so zu ergänzen, dass Fälle, wie sie Gettier gegen die traditionelle Wissensdefinition vorgebracht hat, nicht mehr als Fälle von Wissen bezeichnet zu werden brauchen.

Ein möglicher Korrekturversuch besteht darin, die Anforderungen an die Bedingungen der Rechtfertigung zu erhöhen. In den Gettier-Fällen wird davon ausgegangen, dass die Rechtfertigung einer Überzeugung fallibel ist, das heißt, eine gerechtfertigte Überzeugung kann sich auch als falsch herausstellen. Bettinas Überzeugung, dass Paul ihr Lieblingsbild abgehängt hat, war

Abb. 2.4 René Descartes (1596–1650).
(Quelle: Porträt von René Descartes (nach Frans Hals), Musée du Louvre, Paris, ca. 1649–1700)



durch sehr gute Gründe gerechtfertigt, dennoch lag sie damit falsch. Würde man verlangen, dass die rechtfertigenden Gründe einer zu Wissen führenden Überzeugung die Wahrheit der Überzeugung stets erzwingen müssen, könnten die Gettier-Fälle gar nicht auftreten. Bettinas Überzeugung, dass Paul ihr Lieblingsbild abgehängt hat, wäre dann eben nicht gerechtfertigt – und damit wäre auch ihre Überzeugung nicht gerechtfertigt, dass eine der Katzen aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild von der Wand gerissen hat.

Eine derart strenge Form der Rechtfertigung wurde bereits im 17. Jahrhundert von dem französischen Philosophen und Mathematiker René Descartes (Abb. 2.4) gefordert. Für ihn ist Wissen nichts Geringeres als absolut sichere und evidente Erkenntnis. Etwas, das angezweifelt werden kann, ist seiner Auffassung nach kein Wissen. Um zu wissen, muss unsere Meinung danach auf Gründen beruhen, die die Wahrheit einer Überzeugung zu einhundert Prozent garantieren. Vor allem empirisch (z. B. durch Wahrnehmung oder Beobachtung) erworbene Meinungen über die Außenwelt können nach Descartes niemals den Status vollkommener subjektiver Gewissheiten besitzen: Wie etwa optische Täuschungen zeigen, können sich unsere Sinneswahrnehmungen stets als trügerisch erweisen. Descartes' Sichtweise hat zwar den Vorteil, dass aufgrund der strengen Anforderungen, die er an den Wissensbegriff stellt, keine Gettier-Fälle mehr auftreten können: Wer etwas aus wohlherwogenen, aber dennoch falschen Gründen glaubt, besitzt eben keine absolut gewisse und sichere Erkenntnis – und damit auch kein Wissen.

Aber Descartes' strenge Wissensdefinition besitzt auch mehrere gravierende Nachteile. Zum einen entspricht sie nicht unserem intuitiven Verständnis von Rechtfertigung: Wir schreiben uns und anderen auch dann gerechtfertigte Überzeugungen zu, wenn die rechtfertigenden Gründe nicht wahrheitsgarantierend sind, sondern nur mit einer hohen Wahrscheinlichkeit für die Wahrheit der Überzeugung sprechen. Einem Angeklagten kann vor Gericht etwa zugestanden werden, dass er in einer falschen Überzeugung gerechtfertigt war: „Er konnte es nicht besser wissen.“ Zum anderen führt Descartes' Wissenskonzeption nahezu unausweichlich in einen weitreichenden Skeptizismus: Insbesondere Wissen über die Außenwelt ist danach unmöglich.

Es ist daher ratsam, an der Fallibilität der Rechtfertigung festzuhalten und die traditionelle Wissensdefinition an anderer Stelle zu modifizieren. Einen viel diskutierten Vorschlag, wie dabei vorgegangen werden kann, hat der US-amerikanische Philosoph Alvin Goldman [4] unterbreitet. In den 1960er-Jahren hat er eine Kausaltheorie des Wissens entworfen, die scheinbar gut mit den Gettier-Fällen fertig wird. Grundlegend für seine Theorie ist, dass ein Subjekt *S* nur dann weiß, dass *p*, wenn die wahre Überzeugung, dass *p*, in einer geeigneten kausalen Verbindung zu den Tatsachen steht, die die Überzeugung wahr machen. Schaue ich etwa bei guten Sichtverhältnissen und gutem Sehvermögen auf ein Buch auf meinem Schreibtisch und erlange daraufhin die Überzeugung, dass ein Buch auf meinem Schreibtisch liegt, dann besteht zwischen dem wahrgenommenen Buch und der daraus resultierenden Überzeugung ein kausales Ursache-Wirkung-Verhältnis, das geeignet ist, meine wahre Überzeugung, dass ein Buch auf meinem Schreibtisch liegt, als Wissen auszuzeichnen.

In den Gettier-Fällen scheint jedoch genau diese kausale Verbindung gekappt zu sein: Zwei Tatsachen sind dafür verantwortlich, dass sich Bettinas Überzeugung, dass eine Katze aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat, als wahr erweist: die Tatsache, dass Ida das Bild abgehängt hat, und die Tatsache, dass Ida aus Gingers Wurf stammt. Diese Tatsachen sind aber nicht die Ursache dafür, dass Bettina diese Überzeugung gebildet hat. Somit hat nach der Kausaltheorie Bettina zwar die wahre und gerechtfertigte Überzeugung, aber eben nicht das Wissen, dass eine Katze aus Gingers Wurf ihr Lieblingsbild abgehängt hat.

Die Kausaltheorie scheint auf den ersten Blick genau die durch die Gettier-Fälle deutlich werdende Lücke in der traditionellen Wissensdefinition zu schließen. Bei eingehender Betrachtung liefert aber auch sie keine geeignete Definition von Wissen. Zum einen ist unklar, wie die Kausaltheorie Wissen über mathematische oder logische Tatsachen erklären kann – wie z. B. das Wissen, dass $2 + 2 = 4$ ist. Es ist philosophisch höchst fragwürdig, ob und wenn ja, in welcher Weise mathematische oder logische Tatsachen kausal auf

Überzeugungen einwirken können. Was aber noch viel schwerer wiegt, ist der Umstand, dass die Kausaltheorie zwar mit den ursprünglichen Gettier-Fällen gut fertig wird, dass sich aber andere Fälle konstruieren lassen, gegen die die Kausaltheorie nicht gewappnet ist. Ein berühmt gewordenes Beispiel gegen die Kausaltheorie stammt ursprünglich von Carl Ginet und wurde unter anderem von Goldman diskutiert [4]. Die Geschichte geht so: Henry fährt mit seinem Auto übers Land und blickt kurz durch das Seitenfenster auf ein Objekt in der Ferne, das genau wie eine Scheune aussieht. Henry erwirbt daraufhin die Überzeugung, dass das Objekt, welches er gerade sieht, eine Scheune ist. Da es sich bei dem Objekt tatsächlich um eine Scheune handelt und zudem die Sichtverhältnisse und Henrys Sehvermögen hervorragend sind, hat nach der Kausaltheorie Henry nicht nur die wahre Überzeugung, sondern auch das Wissen, dass das Objekt eine Scheune ist. Das Erblicken einer echten Scheune hat Henrys wahre Überzeugung, dass dort eine echte Scheune steht, verursacht. An keiner Stelle der Überzeugungsgewinnung waren, wie in Bettinas Fall, falsche Annahmen im Spiel. Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Was Henry nämlich nicht ahnt, ist der Umstand, dass in der Gegend zahlreiche Scheunenattrappen aus Pappmaché stehen und Henry nur durch einen glücklichen Zufall auf die einzige echte Scheune in der Gegend geschaut hat. Aufgrund dieser besonderen Situation ist man intuitiv nicht geneigt, Henry Wissen zuzusprechen. Die Überzeugung, dass er eine echte Scheune sieht, ist zwar korrekt (und aus seiner Perspektive natürlich auch gerechtfertigt), dennoch scheint durch den Umstand, dass sich etliche Scheunenattrappen in der Gegend befinden, dieser Überzeugung eine gewisse Sicherheit und Zuverlässigkeit zu fehlen. Seine Überzeugung ist, ähnlich wie in den Gettier-Fällen, nur zufällig wahr. Sie hätte sehr leicht auch falsch sein können. Henry hätte ohne Weiteres statt auf die einzige echte Scheune auch auf eine der zahlreich vorhandenen Scheunenattrappen schauen können – und daraufhin ebenfalls die (dann jedoch falsche) Überzeugung gewonnen, auf eine echte Scheune zu blicken. Das Beispiel von Henry und den Scheunenattrappen zeigt, dass das Defizit der traditionellen Wissensdefinition noch tiefer liegt, als es die Gettier-Fälle zunächst vermuten ließen: Nicht nur explizit falsche Annahmen beim Bilden einer zufällig wahren Überzeugung können Wissen vereiteln, sondern auch äußere Umstände, die einen ansonsten tadellosen Prozess der Meinungsbildung unzuverlässig werden lassen. Viele Philosophen haben aus dem Scheunenattrappen-Beispiel daher die Lehre gezogen, dass in der Zuverlässigkeit des Überzeugungsbildungsprozesses eine zentrale Bedingung für Wissen liegt, die in der traditionellen Wissensdefinition nicht ausreichend berücksichtigt wurde.

Die Zuverlässigkeit des Prozesses der Überzeugungsbildung wird im Rahmen sogenannter reliabilistischer Wissenstheorien als weitere notwendige Bedingung für Wissen gefordert. In ähnlicher Weise spezifizieren auch sicherheitsbasierte Ansätze den Wissensbegriff. Nach einigen dieser Ansätze gilt eine wahre Überzeugung nur dann als Wissen, wenn sie durch eine epistemisch sichere Methode gebildet wurde, d. h. wenn die Anwendung der Methode nicht nur in der aktuellen Situation, sondern auch in allen ähnlichen Situationen, die genauso gut hätten vorliegen können (in philosophischer Sprechweise: in allen nahen „möglichen Welten“), nicht zu falschen Überzeugungen führt (vgl. dazu Brendel 2013 [5], Kap. 4). Viele Vertreter reliabilistischer bzw. sicherheitsbasierter Wissenstheorien verzichten sogar ganz auf die Bedingung der Rechtfertigung. Für das Vorliegen von Wissen ist es danach bereits hinreichend, dass eine wahre Überzeugung auf zuverlässige bzw. epistemisch sichere Weise gebildet wurde. Dagegen wird im Rahmen derartiger sogenannter externalistischer Theorien nicht mehr gefordert, dass das Subjekt selbst seine Überzeugung durch gute Gründe rechtfertigen kann.

Reliabilistische und sicherheitsbasierte Wissenstheorien werden sehr gut mit den Gettier-Fällen und dem Scheunenattrappenfall fertig. Da in all diesen Fällen die wahre Überzeugung auf unzuverlässige bzw. epistemisch unsichere Weise gebildet wurde, liegt kein Wissen vor. Probleme dieser Theorien bestehen dagegen in der genauen Spezifikation des Begriffs der Zuverlässigkeit des Prozesses der Überzeugungsbildung bzw. der epistemischen Sicherheit einer Methode. Gegen externalistische Wissenskonzeptionen wurde zudem ganz allgemein eingewendet, dass sie einer angeblichen Grundvorstellung in Bezug auf Wissen nicht gerecht werden – nämlich der Idee, dass Wissen immer mit einer intellektuellen Anstrengung von Seiten des Wissenssubjekts (wie der Angabe guter Gründe zur Rechtfertigung der Überzeugung) verbunden sei.

Ausblick

Wenn man auf die inzwischen fünfzigjährige Debatte über die Gettier-Fälle zurückblickt, kann man nur einen Schluss ziehen: Es gibt bis heute keine allgemein akzeptierte Definition des Wissensbegriffs. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass durch das langwierige und zum Teil äußerst spitzfindige Erwägen des Für und Wider bestimmter Wissensansätze über Jahrzehnte hinweg letztendlich nur kostbare Zeit und intellektuelle Energie von Philosophen vergeudet wurden. Die durch Gettier ausgelöste Debatte über den Wissensbegriff war durchaus philosophisch ertragreich. Sie legt zum einen den Schluss nahe, dass es so etwas wie das Wesen von Wissen, das man erkennen und durch eine

Erkenntnis, Wissenschaft und Gesellschaft

Wie Forschung Wissen schafft

Buchmüller, W.; Jakobeit, C. (Hrsg.)

2016, X, 231 S. 84 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-662-49911-5